In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 133. Posen, den 30. November 1927. Nr. 133.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

52. Fortsetzung.

„Sagen Sie ihm nicht, daß ich dagewesen," schluchzte sie bewegt, „denn ich will mit dieser Erinnerung an ihn von ihm scheiden!"

Und sie lief fort, von den erstaunten Blicken Holzens gefolgt, der hinter ihr kopfschüttelnd die Tür schloß . . .

XX.

Der Tod des Unsterblichen.

Das letzte Lebensjahr des Titanen, dem Zeit seines Lebens das Schicksal alles versagt hatte, was ihn hätte glücklich machen können, war von einer dunklen Wolke verdüstert, die den Horizont seines Daseins verdunkeln sollte. Sein Unglück mit dem Neffen, der Wien verlassen mußte, hatte Beethoven seelisch und körperlich vollkommen heruntergebracht, und haltlos, wie er es eigentlich immer gewesen, klammerte er sich in dieser verzweifelten Stimmung wieder an seinen feindlichen Bruder Johann, den Gutsbesitzer, den er bestimmen wollte, da er kinderlos war, ihren gemeinsamen Neffen Karl zu seinem Erben zu machen. Trotz aller Unbill wollte Beethoven seinen Karl für die Zukunft versorgt wissen, doch Onkel Johann blieb hart und unbeugsam.

In dieser seiner sorgenvollen Zeit schloß Beethoven sich mehr denn je von seinen bisherigen Freunden und dem gewohnten Verkehr ab und gab sich ganz dem Einflusse eines höchst unbedeutenden Menschen anheim, den er durch Schuppanzigh kennen gelernt, und der es verstanden hatte, sich in das Vertrauen des Meisters einzuschleichen. Es war dies der Kanzleibeamte Karl Holz, welcher in dem berühmten Schuppanzigh-Quartett die zweite Violine spielte und somit zur Wiener musikalischen Welt gehörte. Beethoven fand in dem dienstwilligen Menschen einen ergebenen Freund, der all seine Launen zu ertragen wußte und sich damit dem Meister unentbehrlich zu machen verstand. Holz war Tag und Nacht um ihn und wußte alle unliebsamen Belästigungen und Besuche von ihm fernzuhalten, wodurch er fast allein auf Beethoven Einfluß gewann, den er nicht immer in dessen Interesse ausübte. Die wahren Freunde Beethovens betrachteten Karl Holz sogar als den bösen Geist Beethovens, und man gab ihm den Namen eines „Mephisto", zu dem allerdings die Faust-Natur Beethovens fehlte. Karl Holz war im übrigen ein achtenswerter Mann, der klassische Schulstudien gemacht und gute musikalische Kenntnisse besaß, andererseits war er ein echter Wiener Phäake, der nur eine hervorragend gute Eigenschaft besaß, ein guter Rechenmeister zu sein, und einen solchen benötigte Beethoven. Dieser konnte alles, nur nicht rechnen, und je bedürfnisloser er für sich wurde, desto mehr gierte er nach Geld, um seinen Neffen Karl, der es um ihn wahrlich nicht verdient hatte, versorgen zu können. Holz verleitete Beethoven zu Spekulationen in Aktien, ein Gebiet, das diesem nur allzu ferne lag und zu manchem Mißerfolg führte, das auf dem Wege künstlerischen Schaffens und Verdienens kaum hereinzubringen war. Der einzige Andreas Streicher war bemüht gewesen, Beethoven für eine Gesamtausgabe seiner Werke eine Einnahme von zehntausend Gulden zu verschaffen, aber diese Verhandlungen zerschlugen sich an dem Widerstand Beethovens, der nur seinem Berater Holz folgte und sich in den unmöglichsten Spekulationen gefiel. Holz hatte einen fast unheimlichen Einfluß auf den Meister, der ständig in seelischer Erregung war, seinen radikalsten Gedanken rücksichtslos Ausdruck verlieh und damit jeden Empfindsamen abstieß, der noch Beethovens Umgang suchen wollte. Die Abweichung von seinen alten Grundsätzen ergab sich auch noch dadurch, daß Beethoven dem jungen Freunde in ihm ganz fremde Versammlungen an öffentlichen Orten, in Bier- und Weinhäusern, in die Läden der von Holz protegierten Musikverleger folgte, was nicht verfehlte, unliebsames Aufsehen zu machen. Holz schien damit zeigen zu wollen, daß er über den sonst so zurückgezogenen Meister und über dessen Sinn alles vermöge, und er vermochte das Unglaubliche. Ein Beweis für Beethovens vollkommen verlorene Selbständigkeit war, daß er jedem Vorschlage Holzens zustimmte — mochte es sich um Börsengeschäfte handeln oder die Uebernahme der Patenschaft für Holzens neugeborenen Sohn — Beethoven tat alles, was Holz ihm anriet. Dieser war es auch, der Beethovens Vorliebe für den Wein in hohem Maße steigerte und mit ihm Wirtshäuser besuchte, wo der Meister vor Zeugen sich bis zur Besinnungslosigkeit berauschte, was dem betörten Beethoven die letzten Sympathien seiner wahren Freunde kostete. Es mußte etwas geschehen, um den Meister dem unheimlichen Einflusse seines Dämons zu entziehen, und man veranlaßte ihn, Ende September aufs Land zu gehen, auf die Besitzung Gneixendorf bei Krems, die seinem Bruder Johann gehörte, der ihm nun bereitwilligst Gastfreundschaft gewährte. Man erhoffte sich von der völligen Aenderung seiner Lebensgewohnheiten in einer neuen Umgebung den besten Einfluß auf sein seelisches und körperliches Befinden, und tatsächlich fühlte sich Beethoven in den ersten Tagen und Wochen seines Aufenthaltes in Gneixendorf ziemlich wohl, und er machte sogar gern mit seinem Bruder, der dort großes Ansehen genoß, Ausflüge und Besuche in der Umgebung des Gutes.

Beethoven wohnte im Schlosse seines Bruders und hatte dort ein Wohn- und ein Schlafzimmer, das gegen den Hof und den Garten hinaus ging. Seine Schwägerin bestimmte ihre Köchin zur Betreuung dieser Räume und nahm einen Bauernjungen, namens Michael Kren, als Diener Beethovens auf. In der ersten Zeit machte die Köchin das Bett. Beethoven saß einmal während dessen an seinem Tische, agierte lebhaft mit den Händen, schlug mit den Fäusten den Takt und sang und brummte dazu, was der ungebildeten Köchin so komisch vorkam, daß sie hell auflachte. Beethoven bemerkte sie und jagte sie ergrimmt zur Tür hinaus. Michael lief seiner Dienstgefährtin nach, aber Beethoven rief ihn zurück, sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, schenkte ihm drei Silberzwanziger und bedeutete ihm, er müsse bei

ihm aufbetten und aufräumen. Michael mußte schon sehr frühzeitig kommen, da Beethoven schon um halb sechs Uhr aufzustehen pflegte, sich an seinen Tisch setzte und in seiner gewohnten Weise zu arbeiten begann. Michael mußte über seine seltsame Art manchmal lachen, aber er gewöhnte sich bald an des Meisters Eigenart. Um halb acht Uhr war gemeinsames Frühstück; nach demselben eilte Beethoven stets ins Freie, schlenderte auf den Feldern herum, schrie, agierte mit den Händen, ging einmal sehr langsam, dann wieder sehr schnell oder er blieb plötzlich stehen und schrieb etwas in sein Taschenbuch, das er immer mit sich führte. Einmal bemerkte er nach seiner Heimkehr, daß er dasselbe verloren hatte.

„Michael," sagte er, „laufe und suche meine Schriften, ich muß sie um jeden Preis wieder haben!" Michael lief davon und fand das Taschenbuch unter einer Buche.

Um halb ein Uhr mittags pflegte Beethoven zum Essen nach Hause zu kommen; nach Tisch ging er in sein Zimmer, wo er bis drei Uhr verblieb, dann lief er wieder auf den Feldern herum bis zum Sonnenuntergang, nach welchem er niemals auszugehen pflegte. Um halb acht Uhr war Nachtmahl, dann begab er sich in sein Zimmer, schrieb bis zehn Uhr und ging dann zu Bett. Zuweilen spielte er auch Klavier, aber nur selten, denn das Instrument stand im Salon des Schlosses, den er nicht oft aufsuchte.

Während Beethoven am Morgen spazieren ging, mußte Michael seine Zimmer aufräumen, und am Abend mußte er stets bei ihm sitzen und ihm auf Fragen, die er an ihn richtete, die Antworten aufschreiben. Meistens wurde er darüber ausgeforscht, was tagsüber im Hause über Beethoven gesprochen worden war.

Mit seiner Schwägerin sprach Beethoven fast gar nicht, mit seinem Bruder Johann nur sehr wenig und in seine Zimmer durfte außer Michael niemand kommen. Auch auf seinen Spaziergängen durfte ihn keiner begleiten . . .

Diese ruhige Lebensweise hielt an, so lange der Herbst sein schönes Wetter bot, aber mit dem November kamen Regen und widrige Winde, die Beethoven arg belästigten. Er dachte an die Heimkehr nach Wien und wollte Michael als seinen Diener dorthin mitnehmen, aber eine Erkrankung Beethovens machte allen seinen Plänen ein Ende.

Ein hitziges Fieber warf ihn aufs Krankenlager, und er wies jede Hilfeleistung barsch zurück. „Nach Wien will ich, nach Wien! Hier muß ich sterben!" schrie er.

Der Bruder Johann tat das Einzige, was ihm unter solchen Umständen zu tun übrig blieb, er schrieb nach Wien, daß die Köchin Beethovens kommen solle, ihren kranken Herrn abholen. Diese traf nach wenigen Tagen ein, als Beethoven gerade in hitzigem Fieber lag, das jede Möglichkeit seiner Abreise ausschloß. Auf Anraten des Arztes und Apothekers verweigerte Johann seinem Bruder die Beistellung seines Reisewagens, doch Ludwig bestand heftig darauf, keinen Tag länger in Gneixendorf zu verbleiben. Sein treuer Michael mußte ihm gegen den Willen des Bruders dazu helfen. Dieser erfuhr von einem benachbarten Bauern, daß derselbe am nächsten Morgen mit seinem Leiterwagen nach Wien auf den Markt fahre, und Michael vereinbarte mit ihm, daß er Beethoven und seine Köchin mitnehmen solle.

Um vier Uhr morgens — es war ein rauher unfreundlicher Novembertag — verließ Beethoven in Decken und Tücher gehüllt, mit seiner Begleiterin heimlich das Schloß Gneixendorf, nahm auf dem klapprigen Bauernwagen neben dem Kutscher Platz, und hinaus ging es auf die holperige Landstraße, die nach Wien führte. Es war einer jammervolle Fahrt, die der schwer Kranke da antrat, aber sein drängender Wunsch, nach Wien zu kommen, ließ ihn in den ersten Stunden der Fahrt jede Unbill des Wetters und des Weges überwinden, und mit fieberglühenden Wangen saß Beethoven neben dem Bauern, den Blick nach vorwärts gerichtet, nach Wien, wohin er mit allen Fasern seines Seins strebte. Fieberschauer durchschüttelten ihn, und bald begann ein kalter Regen, dessen eisige Tropfen ihm ins Antlitz schlugen; aber immer wieder trieb er mit heiseren Zurufen den Bauern an, nur schneller und weiter zu fahren. Das arme Rößlein trabte geduldig die Straße dahin, und so verging Stunde um Stunde, bis der Bauer — es war Mittag geworden — bei einem Gasthause an der Straße anhielt, um zu essen und seinem Pferde die so notwendige Rast zu gönnen.

Beethoven stieg mit ihm ab, und sie begaben sich in die kleine Wirtsstube, wo der Bauer und die Köchin sich Essen bestellten — Beethoven nahm nichts als einen Schluck Wein zu sich. Er drängte zur Weiterfahrt, doch das Pferd mußte mindestens zwei Stunden rasten, um den weiten Weg nach Wien fortsetzen zu können.

„Wann kommen wir nach Wien?" fragte Beethoven mit heiserer Stimme.

„Es wird wohl zwei, drei Uhr früh werden," erwiderte der Bauer, „gerade recht zum Markt, auf den ich fahre!"

Beethoven machte ein ganz verzweifeltes Gesicht, als ihm seine Köchin die Worte des Bauern kundgab. „Schrecklich, schrecklich! Und dazu dieses Wetter!" seufzte er.

„Es schaut grad aus, als wenn's noch ärger werden wollt'!" sagte der Bauer kopfschüttelnd. „I waß net, ob Ihnen die Fahrt gut tun wird!"

Beethoven machte ein ingrimmiges Gesicht. „Alles eins! Ich muß nach Wien, wie es auch immer kommen mag!"

Kein Widerspruch nützte etwas, und der Bauer spannte nach geraumer Zeit wieder sein Rößlein ein und war mit der Köchin bemüht, Beethoven so geschützt als möglich auf dem Wagen unterzubringen. Dieser war ganz entkräftet und hielt sich kaum auf den Beinen, doch mit sieghafter Willenskraft kletterte er wieder auf den Wagen, und fort ging es im flotten Trabe die Straße entlang. Die Wolken hingen fast bis auf die Erde hinunter, und jeden Augenblick mußte der Regen einsetzen, der die Fahrt im offenen Wagen zu einer wahren Qual machte. Ein Schauer nach dem anderen lief dem Kranken über den Rücken, seine Augen glänzten in unheimlichem Schimmer, und hier und da kam ein Seufzer, ein Klagelaut über die blutleeren, zitternden Lippen Beethovens . . .

(Fortsetzung folgt.)

Eine anständige Frau.

Eine Kleinstadtgeschichte von Carl Otto Windecker.

Als Madame Mimi die kleine Wohnung in F . . . bezog, munkelte man. Das ist wohl nicht weiter erstaunlich bei einer alleinstehenden Dame, — und um so mehr, wenn sie eine Figur wie Madame Mimi und solch blondes Haar in einem so raffinierten Knoten gebunden zur Schau trug. Man munkelte — und Policard, der Elegant des kleinen Städtchens behauptete sogar Madame Mimi einmal in der nahen Großstadt, in einer Bar und in sehr animierter Gesellschaft gesehen zu haben. — —

Man riet hin und her. Und schließlich blieb Madame sehr kühl und zurückgezogen und schien die bewundernden Blicke ängstlich behüteter Ehemänner nicht, oder fast nicht zu bemerken. Keine der oft erwogenen Mutmaßungen bestätigten sich. Weder erhielt Madame Mimi fremden Besuch — noch wurde Frau Malô, die Hebamme des Städtchens nächtlicherweise gerufen.

Schon hatte man wieder vergessen sich für den Ruf und den Lebenswandel der fremden Dame zu interessieren, als Policard, der seine Augen überall hatte, den Herrn Steuersekretär in seinem besten Anzug, einen Strauß Rosen ängstlich unter dem Arm verborgen, — in Madames Haustür verschwinden sah. Diesmal schwieg Policard, aus unbekannten Gründen. Und Frau Steuersekretär, die noch an amtliche Sitzungen glaubte, fragte nicht ob des Sonntagsstaates des Gatten. —

Es mußte eine Zeit erregter Debatten in der Stadtverwaltung gewesen sein. Denn auch der Herr Stadtrat, der Herr Chef de gare und Lieutnant Savary blieben in den nächsten Wochen oft über Abend im Rathaus, — bald folgten der Herr Vorstand des Veteranenvereins, — der Fleischermeister —

— — — — — — — — — — — — — — — —

So kam der 14. Juli heran, der Nationalfeiertag, die Wiederkehr des Tages des Bastillensturms während der großen Revolution. Auch in F . . pflegte man diesen Tag mit allem Pomp zu begehen, — ein Fest mit Ball und Fackelzug war festgesetzt. Und alles im Städtchen rüstete sich zum quatorze juillet.

Auch Frau Steuersekretär nähte eifrig am hervorgesuchten Ballkleid, als ihr Gatte, bleich, erregt, das Zimmer betrat.

„Was ist, Jules?“ fragte sie erstaunt.

„Ah — —“ machte er, den Finger zwischen Kragen und Hals, „nichts eigentlich — nein — oder — doch — die Bank schreibt mir, — weißt du, ich hatte ein wenig an der Börse gespielt, — ich habe annähernd fünfzehntausend Francs verloren — — —“

„Jules — — —“ schrie Frau Steuersekretär und fiel gleich darauf in Ohnmacht.

Ganz ähnliche Szenen spielten sich seltsamerweise auch im Hause des Leutnants Savary, bei dem Fleischermeister, dem Herrn Gemeinderat, ja selbst im Bahnhofsgebäude ab. Nur daß die einzelnen Summen ein wenig differierten. Augenscheinlich notierten die Börsen in F... unter pari.

Policard, der sich mit Dienstmädchen sehr gut stand, ging im Städtchen herum und lächelte. —

Der große Ball des quatorze juillet hatte begonnen. Die Honoratioren hatten — wie üblich — einen besonderen Tisch inne. Erstaunlich blieb eine gewisse niedergedrückte Stimmung in diesem Kreis. Auch, daß Frau Steuersekretär in alten Lackschuhen und Madame Savary ohne die geplanten Brüsseler Spitzen gekommen waren, wurde mit Verwunderung bemerkt. — Im Uebrigen tanzte man und trank.

Mitternacht rückte schon näher, — das Orchester setzte gerade zur „Marseillaise“ an, — als Policard, — elegant und jung wie immer, den Saal betrat. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, nahm er am Tisch der Auserwählten Platz. „Küsse die Hand, gnädige Frau, — ich habe die Ehre Madame — —“ er war immer sehr höflich.

„Wissen Sie schon, Monsieur Chef de gare, — daß unsere schöne Unbekannte vor einer halben Stunde abgereist ist?“ fragte er plötzlich.

Herr Chef de gare fuhr erschrocken zusammen und wurde ein wenig blaß. „Wer — wer denn?“

„Madame Mimi ist — abgereist!“ lächelte Policard sehr liebenswürdig.

„Wer — Madame Mimi — nicht möglich — ach was?“ Die Damen erregten sich, froh über die Neuigkeit. „Woher wissen Sie?“

„Hm —“ machte Policard mit seiner Zigarette beschäftigt. „Vor einer Stunde hielt das Automobil der Pariser Kriminalpolizei . . “

„Kriminalpolizei — — ?“

„. . . polizei vor Madames Haus. Der Sergeant, der am Steuer geblieben war, erzählte mir, daß Madame — Wie meinen Sie, Herr Steuersekretär?“

„Nichts — nichts — ich habe nichts gesagt.“

„Pardon — ich dachte, — ja, daß Madame Mimi eine langgesuchte Dame ist, die ihre zahlreichen Freunde um erhebliche Summen geprellt hat. Eine Hochstaplerin gewissermaßen — — —“ Man schwieg von Staunen ergriffen. Die Herren sahen angestrengt den Tanzenden im Saale zu. — — —

„So eine Person,“ sagte Frau Steuersekretär mit Nachdruck. „Und wenn ich daran denke, daß Jules mit diesem Frauenzimmer auf der Straße . . . „Jules!“ rief sie wütend.

„Ja, mein Schatz?“ Jules war sehr klein.

„Du hast gewußt, was das für eine Person war!“

„Wer, mein Lieb?“

„Diese Mimi — — —“

„Aber Kind, — sei vernünftig. Policard ist ja betrunken. Madame war eine hochanständige Frau — eine liebe — — —.“

Herr Chef de gare, der Fleischermeister, Herr Leutnant Savary nickten eifrig. „Eine liebe, nette Frau, — eine ordentliche Dame — immer liebenswürdig. — Policard ist ein Schwätzer —“ Sie sprachen erregt durcheinander. Das Orchester spielte gerade: „Quant l'amour meurt . . . !“

Policard lächelte: „Dann kennen die Herren Madame also scheinbar doch besser . . .“ sagte er gedehnt. Und ging. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

So blieb Madame Mimi für F . . . die unbescholtene, anständige Frau. Erstaunlich war es nur, daß mit ihr die geheimen Ratsitzungen der Stadtverwaltungen — — und die Börsenverluste verschwanden. —

Frauenlaunen.

In einem großen Pariser Hotel steigt eine Dame ab. Sie ist fabelhaft elegant und vornehm gekleidet, ihrem Gepäck sieht man schon von weitem den Reichtum der Besitzerin an. Tief verbeugt sich der Portier, die livrierten Boys stehen dienstbereit. Die Dame mietet die beiden schönsten Zimmer mit Bad, die das Hotel zur Verfügung hat, im ersten Stock nach vorn heraus. In allen ihren Gewohnheiten bekundet sie die große Dame. Die Boys werden ständig in Atem gehalten, das Zimmermädchen muß fast ganz zu ihrer Verfügung sein; sie läßt Logen im Theater besorgen und sich auf die Rechnung setzen, sie nimmt erlesene Mahlzeiten im Hotel ein — kurz, sie ist durchaus das, was man einen guten Gast nennt. Der Hoteldirektor reibt sich die Hände, wenn er an sie denkt — und sie scheint auch nicht so bald wieder abreisen zu wollen.

Eines Morgens bringt die Post einen Brief für den Hoteldirektor, einen Brief mit sehr seltsamem Inhalt. Ein Absender ist nicht genannt, aber in dem Brief steht: „Ich warne Sie vor Frau X. (hier war der Name der reichen Dame genannt), sie ist eine bekannte Hochstaplerin, die jedes Hotel verläßt, ohne ihre Rechnung zu bezahlen.“

Der Hoteldirektor betrachtet den Brief zweifelnd und kopfschüttelnd. Er vergegenwärtigt sich ihre Erscheinung, die kostbaren Ringe an den Fingern, die ganze Art ihres Auftretens — nein, diese Frau würde bestimmt keine Zechprellerin sein. Außerdem hat sie so viel und so wertvolles Gepäck mit, daß dadurch ja die Hotelrechnung gedeckt sein würde. Es gibt doch närrische Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, einem anderen Menschen Schwierigkeiten zu machen, indem sie ihn verleumden. Zudem ist morgen der Tag, an dem ohnehin die erste Wochenrechnung präsentiert wird — es ist also gar nichts zu befürchten.

Aber . . . als das Zimmermädchen am nächsten Mittag an das Zimmer der Dame klopft, weil diese sich noch gar nicht gemeldet hat, und sie nach ihr sehen will — sind die Zimmer leer. Und nicht nur die Dame ist fort, sondern auch ihr gesamtes Gepäck. Das Hotelpersonal läuft zusammen, man untersucht den Tatbestand; am Fensterkreuz ist ein Strick befestigt, an dem sie im Schutz der Nacht sowohl das Gepäck wie schließlich auch sich selber hinuntergelassen hat.

Der Direktor, dem Meldung erstattet wird, will seinen Ohren und Augen nicht trauen. Konnte ihn denn seine Menschenkenntnis, auf die er sich so viel zugute tat, so gröblich täuschen? Es ärgerte ihn nicht so sehr, daß das Hotel einen erheblichen Verlust erlitten, als daß seine Erfahrung und sein Blick so versagt haben. Die Angestellten gehen ihm an diesem Tage in großem Bogen aus dem Wege, denn es ist nicht gut Kirschen essen mit ihm.

Der nächste Tag rechtfertigt ihn. Mit der Morgenpost kommt ein Brief von Frauenhand. Absenderin: Frau X. Ein eingeschriebener Brief, der ihre jetzige Adresse angibt. Beigelegt ein Scheck, der auf den doppelten Betrag der Wochenrechnung ausgestellt ist. Der Brief ist in sehr liebenswürdigem Ton gehalten, aber ein Unikum. Da steht:

„Sehr geehrter Herr Direktor! Sie müssen verzeihen, daß ich, ohne meine Rechnung bezahlt zu haben, Ihr Hotel verließ. Ich hatte jedoch alle Auslagen notiert, und sende Ihnen anliegend Scheck über den doppelten Betrag. Mein Vorgehen müssen Sie sich damit erklären, daß ich die Gewohnheit angenommen habe, ein Hotel stets auf diese Weise — heimlich und nachts — zu verlassen; das gibt mir die nötige Erregung und Spannung, die für meine Nerven unbedingt nötig sind Um meine Aufgabe etwas schwieriger zu machen, bin ich seit einiger Zeit auf die gute Idee gekommen, die Hotelverwaltung vorher durch anonymen Brief vor mir selber zu warnen; ich hoffe, infolgedessen aufmerksamer beobachtet zu werden, so daß meine „Flucht“ dann wirklich den Reiz des Abenteuers bekommt. — Glauben Sie mir, sehr geehrter Herr Direktor, die Welt ist so langweilig und wohlgeordnet geworden, daß ich das Leben in ihr nicht ertragen könnte, wenn ich es mir nicht durch diese kleinen Extravaganzen würzen könnte.“

Sonderbare Heilige! Dachte der Direktor lächelnd.

Das Geheimnis des Aals.

Der Aal ist seit je eins der rätselvollsten Tiere unter den Fischen gewesen. Seit Jahrhunderten hat die Wissenschaft sich vergeblich bemüht, seine Lebensweise zu erforschen und aufzuklären. Auch die heutige Theorie über den Aal und seine geheimnisvollen Wanderungen ist vielleicht noch nicht die letzte.

Noch im 17. Jahrhundert glaubten die Forscher, daß der Aal lebendige Junge zur Welt bringt. Der Eierstock des Weibchens, der Rogen, ist außerordentlich schwer erkennbar, und auch beim Männchen des Aals hat erst nach jahrzehntelangen Forschungen die Wissenschaft die Existenz der Milch einwandfrei nachweisen können. So kam es, daß die Gelehrten des Mittelalters die Rundwürmer, die den Aal manchesmal plagten, als die von ihm lebendig geborenen Jungen ansahen. Erst allmählich erkannte die Wissenschaft, vor allem auf Grund der Erfahrungen der Fischer, die wichtigsten Wanderungsperioden des Aals, die dann zu eingehender Forschung veranlaßten. Alljährlich sah man im Frühjahr aus dem Meere her die Schwärme von Aalen, oft Millionen stark, die Flüsse aufwärts steigen. Kein Hindernis war ihnen zu hoch, keine Stromschnelle zu reißend, sie arbeiteten sich aufwärts bis in den oberen Flußlauf, sie überwanden kriechend selbst die moosigen Felsen des Rheinfalls bei Schaffhausen, ja, sie umgingen auf kurze Strecken über nasse Wiesen kriechend unübersteigbare Hindernisse. Im Herbst fingen dann die Fischer die wieder zum Meer wandernden ausgewachsenen Aale in ihren Netzen. Wo aber kamen die jungen Aale her, wohin zogen die alten? Jahrzehntelang hat die Wissenschaft dies Problem nicht lösen können. Man glaubte zunächst, daß die alten Aale, bei denen man schließlich nach eingehender Untersuchung unter der Lupe nur 1 Zehntel Millimeter große Eier entdeckte, an der Meeresküste laichten, und daß die jungen Aale aus dem Meerwasser flußaufwärts in das Süßwasser zogen. Auffällig war nur, daß diese jungen Fischchen, die nach dieser Theorie nur wenige Wochen alt sein konnten, bereits eine Länge von 6—7 Zentimeter besaßen. Da entdeckten im Jahre 1896 zwei italienische Forscher ein durchsichtiges, wie ein Weidenblatt aussehendes, beadertes Fischchen, das schließlich von der Wissenschaft als ein Larvenzustand des Aals festgestellt wurde. Jahrelange Beobachtung ergab, daß diese Aallarve in einem lang-

samen Entwicklungsvorgang allmählich sich zu dem dünnen Glasaal, der etwas kürzer als die eigentliche Aallarve ist, entwickelte. Man hielt das Geheimnis des Aals für gelöst. Nur ein Problem blieb noch übrig, man hatte die Aaleier fast unmittelbar auf dem Boden des Meeres entdeckt, wie kamen aber die Aallarven nun plötzlich an die Meeresoberfläche, an der die Forscher sie entdeckt hatten? Man behalf sich mit der Erklärung, daß es sich um eine zufällige Strömung handle, die diese Aallarven an die Oberfläche getragen habe, während sonst die übrigen Aallarven am Meeresboden blieben. Aber lange hielt diese Theorie den weiteren Beobachtungen nicht stand. Man fand Aallarven in den verschiedensten Meerestiefen und in den verschiedensten Teilen des Atlantischen Ozeans. Der dänische Fischbiologe Prof. Schmidt widmete sich deshalb völlig der Erforschung der Lebensweise des Aales. Der ganze Ozean wurde durchforscht. So ergab sich bald ein genaues Bild, in welchen Teilen des Ozeans die Aallarven vorkamen und in welchen sie völlig fehlten. Schließlich glaubte man ein bestimmtes Gebiet als die Geburtsstätte des Aals gefunden zu haben, das zwischen den Bermuda- und Bahama-Inseln im westlichen Teile des Atlantischen Ozeans lag. Heute stellt sich nun die Lebensgeschichte des Aals etwa folgendermaßen dar: Im Herbst verwandelt sich der Aal in auffallender Weise. Sein Rücken wird dunkler, sein Bauch weißer, die Haut erhält einen metallischen Glanz. Die Fischer sagen, der Aal wird „blank“. In Wirklichkeit ist dieser Vorgang, der zugleich eine Vergrößerung der Augen mit sich bringt, die Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen im Meere. Gleichzeitig verkleinern sich die Verdauungsorgane, während Rogen und Milch sich vergrößern. Dann tritt der Fisch seine Wanderung zum Meere an. Wie er nun allerdings zu den Laichplätzen gelangt, das wissen wir heut noch immer nicht. Noch niemals ist es gelungen, „blanke“ Aale im offenen Meere zu erbeuten. Trotzdem glaubt man, daß das Laichen sich in jenem Gebiete bei den Bermuda-Inseln vollzieht. Dort findet man im Juli bereits Larven von etwa 3 Zentimeter Länge, die ziemlich nahe der Oberfläche, etwa in 30 Meter Tiefe, leben. Diese Larven treten nun eine langsame Wanderung nach Osten an. Im Juni des zweiten Sommers sind die Larven schon 5 Zentimeter lang und sind ein ganzes Stück aus dem westlichen Atlantik nach Osten gewandert, haben etwa das Gebiet westlich der Azoren erreicht. Im dritten Sommer erreichen sie die Größe von 7—8 Zentimeter und kommen schon bis an die Küsten des europäischen Kontinents. Nun beginnt die Umwandlung von der Aallarve zum Glasaal, der dann im Frühjahr des vierten Jahres in die Flußmündungen einzieht. Die Wanderung, die die Aallarven fast über den ganzen Atlantischen Ozean zurückgelegt haben, mißt eine Länge von mehr als 5000 Kilometer. Da die Weibchen oft noch bis in die Oberläufe der Flüsse hinaufwandern und so noch tausend Kilometer zurücklegen, so durchmißt der Aal im Laufe seines Lebens eine Strecke von zweimal 6000 Kilometer, bis er wieder zu den Laichplätzen zurückgekehrt ist. Die Männchen folgen übrigens den Weibchen nicht so tief ins Innere des Landes hinein, sondern bleiben meist im Unterlauf der Flüsse zurück. 10 bis 20 Jahre bleiben nun die Weibchen in den Binnenwässern, bis sie geschlechtsreif und blank werden. Die Männchen werden schneller geschlechtsreif und kehren deshalb eher ins Meer zurück, paaren sich also nicht mit den Weibchen ihrer Generation. Gemeinsam ziehen die älteren Weibchen und die jüngeren Männchen dann zu den Laichgründen, und hier reißen die Forschungen der Wissenschaft ab. Noch immer ist es ein Geheimnis, welchen Weg sie zu den Laichgründen nehmen, falls diese richtig erforscht sind, und niemand weiß, wo sie nach dem Laichen bleiben, und wo ihr Leben endet. So ist trotz aller Forschungen das Geheimnis des Aales bis heute noch immer ungelöst.

Werner Präger.

Der Streit um die Krebsfrühdiagnose.

Der Krebs und seine Bekämpfung sind seit langer Zeit eins der umstrittensten Probleme der Medizin. Während man früher den Krebs mit Hilfe von Medikamenten zu bekämpfen versuchte, schritt die neuere Medizin zum chirurgischen, operativen Eingriff. Nicht ohne daß der Grundsatz der sofortigen operativen Entfernung der auftauchenden Krebsgeschwüre bei sehr vielen Medizinern auf Widerspruch stieß. Sie waren vor allem der Ansicht, daß die ständige operative Krebsbekämpfung die wissenschaftliche Medizin hindere, den Verlauf der Krankheit in der notwendigen Weise zu studieren. Die Anhänger des chirurgischen Eingriffs erwiderten darauf meist, daß die Krebsdiagnose heute erst in einem so späten Stadium der Krankheit erfolge, daß man ohne Gefahr für den Patienten nicht mehr Zeit habe, die normale Entwicklung der Krankheit abzuwarten. Nun kommen seit einiger Zeit aus Hamburg wichtige Nachrichten über eine angebliche Frühdiagnose der Krebserkrankung. Wenn diese Nachrichten zutreffend sind, so sind sie von außerordentlicher Bedeutung für die Krebsbehandlung, da sie endlich das Studium der Krebserkrankung in einem Stadium ermöglichen, in dem der operative Eingriff noch nicht die letzte Weisheit ist.

Der Inhaber eines chemischen Laboratoriums in Hamburg, Ringold, behauptet, ein Verfahren zur Frühdiagnose des Krebses gefunden zu haben. Auf den letzten medizinischen Kongressen war schon mehrfach von dieser neuen Methode die Rede, ohne daß bisher genügend Erfahrungen vorlagen, um ein abschließendes Urteil über dieses Verfahren abgeben zu können. Im Hamburger Tropeninstitut sowie auch in einigen Londoner, Pariser und Berliner Krebsforschungs-Instituten wird das Ringold-Verfahren zurzeit noch einer Prüfung unterzogen. Die Frühdiagnose des Krebses ist ein so wichtiges Problem der modernen Medizin, daß fast alljährlich mehrere solcher angeblichen neuen Verfahren auftauchen, die sich aber bisher in den meisten Fällen als unbrauchbar und unzuverlässig bewiesen haben. Das Ringold-Verfahren basiert auf der Behauptung, daß bei Krebskranken sich im Blut bestimmte Zerstörungsformen der weißen Blutkörperchen finden, die an einer typischen Zellenbildung rechtzeitig erkannt werden können. Die Krebskrankheit besteht nach den heutigen Forschungen der Wissenschaft im wesentlichen darin, daß die erkrankten weißen Blutkörperchen sich infolge von Sauerstoffarmut nicht mehr teilen und also auch nicht mehr vermehren. Der Hamburger Chemiker Ringold behauptet nun, daß er an einer ganz bestimmten Zellenbildung bei mikroskopischer Untersuchung des Blutes diese Erkrankung der weißen Blutkörper schon frühzeitig erkennen kann. Er hat bei Personen, deren Eltern krebskrank gewesen sind, und bei denen deshalb der Verdacht der Krebskrankheit vorlag, Blutproben, vornehmlich aus der Fingerspitze und aus dem Ohrläppchen genommen und bei der mikroskopischen Untersuchung die von ihm behauptete typische Zellenbildung festgestellt. Wenn diese Frühdiagnose richtig ist, so würde es dadurch möglich sein, schon frühzeitig durch Sauerstoffpräparate eine vorbeugende Behandlung der Krebserkrankung zu beginnen. Aber bisher ist sein Verfahren noch keineswegs bestätigt. Im Berliner Institut für Krebsforschung hat man ebenfalls seine Methode geprüft, und obwohl man in der Tat in einzelnen Fällen die von Ringold als Anzeichen der Krebskrankheit entdeckten Zellen gefunden hat, konnten sie doch in anderen Fällen ganz offensichtlich Krebskranker nicht festgestellt werden, und zwar war das letztere die Mehrheit der Fälle, so daß noch keineswegs erwiesen ist, daß in der Tat die Ringoldschen Zellen im wesentlichen Zusammenhang mit den Krebserkrankungen stehen. Außerdem ist auch noch nicht einwandfrei erwiesen, daß nicht bei anderen Erkrankungen ebenfalls jene Zellenbildung auftritt. Man muß also vorläufig noch mit einiger Skepsis auch dieser neuesten Frühdiagnose des Krebses gegenüberstehen und die Ergebnisse der Forschung abwarten, die in den medizinischen Instituten zur Kontrolle des Ringoldschen Verfahrens vorgenommen werden.

Dr. Gustav Schitzkat.

Aus aller Welt.

Andreasmünzen. Zu Ehren des heiligen Andreas wurden in früheren Jahrhunderten auch viele Münzen geprägt, und zwar auch von protestantischen Fürsten. So gab es im 18. Jahrhundert in Braunschweig Andreasdukaten; solche Dukaten ließen in Rußland auch Peter der Große und Elisabeth herstellen. Andreasgulden wurden von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, und in Braunschweig geprägt. Besondere Andreastaler kannte man in Hannover und in Braunschweig, und in beiden Ländern gab es zeitweise auch Andreasgroschen. Schließlich hatte Braunschweig auch noch Andreaspfennige. Das waren kleine Kupferstücke.

Entdeckung eines neuen Sterns. Dem Auffinder des periodischen Kometen Schwaßmann, Dr. Wachmann, ist es in Verein mit dem Astronomen der Hamburger Sternwarte, Prof. Schwaßmann, gelungen, eine Nova zehnter Größe aufzufinden. Der neue Stern steht an der Grenze der Sternbilder Stier und Orion. Nähere Mitteilungen fehlen noch. Bisher liegt lediglich das Telegramm der Astronomischen Zentralstelle in Kiel vor.

Ein neues Drama von Schmidtbonn. „Die Stadt der Besessenen“, ein Wiedertäuferdrama von Schmidtbonn, gelangte am 28. November am Braunschweiger Landestheater in der Inszenierung von Heinrich Voigt zur alleinigen Uraufführung.

Fröhliche Ecke.

Nur die Ruhe kann uns retten . . . Tristan Bernard will der Augen- und Ohrenzeuge dieser köstlichen Szene gewesen sein, die er jetzt in einer Pariser Zeitung erzählt.

Eine alte Frau aus dem sogenannten „Volke“ erschien vor der hohen Obrigkeit. Zwischen dem „Kunden“ (siehe Höflichkeitserlaß!) und dem Beamten entspann sich folgende Unterhaltung:

„Unterschreiben Sie Ihren Namen.“

„Den ganzen?“

„Ja. Familien- und Vornamen bitte.“

„Meinen Sie den Mädchennamen?“

„Nein, den Ihres Mannes. Sind Sie verheiratet?“

„Nein . . .“

„Dann natürlich den Mädchennamen.“

„Ich bin nämlich Witwe.“

„Dann den Namen Ihres verschiedenen Gatten.“

„Der verschied nicht, der ist gestorben.“

„Das ist dasselbe. Schreiben Sie den Familiennamen des Verstorbenen.“

„Den Vornamen nicht?“

„Doch. Ihren Vornamen auch mit.“

„Ja, wie soll ich das bloß schreiben?“

„Ganz so, wie es auf Ihrem Trauschein stand.“

„Wir hatten keinen Trauschein.“

„Wieso nicht?“

„Wir wurden gar nicht getraut. Paul wollte nicht . . .“

„Warum haben Sie das nicht schon eher gesagt! Dann müssen Sie natürlich doch den Mädchennamen schreiben.“

„Den Rufnamen aber mit?“

„Ja doch. Können Sie mich denn immer noch nicht verstehen?“

„Verstehen kann ich iSe schon, aber schreiben kann ich nicht! . . .“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.